

Die schwere Eichentür fiel mit einem dumpfen Rums ins Schloss und gab ihm das wahrscheinlich trügerische Gefühl, in Sicherheit zu sein. Doch mit dem Lärm und den möglichen Gefahren hatte er auch die Sonne und das Vogelzwitschern ausgesperrt.

Kühl und still lag die große Eingangshalle da, als habe sie auf ihn gelauert. Er atmete den leicht muffigen Geruch alter, schlecht gelüfteter Häuser ein.

Auf seinem Schulweg hatten ihm Hans und seine Bande sein Fahrrad klauen wollen, doch zum Glück war er schneller gewesen und ihnen davon geradelt.

Zuhause. Er ließ seinen Schulranzen fallen und schlich die geschwungene Treppe hinauf. Er zählte die schwarz-weiß gemusterten Kacheln an der Wand, 36 weiße und 35 schwarze.

Oben bewegte er sich vorsichtig über den alten Läufer. Er wollte sie nicht wecken. Oft ruhte sie sich über Mittag aus. Wovon genau, das wusste er nicht.

Das Gefühl zu stören, nicht willkommen zu sein, war ihm zur zweiten Natur geworden. Dadurch fühlte er sich befähigt, wie ein Schatten still und unauffällig durchs Haus zu gleiten, ohne dass seine Eltern ihn bemerkten.

Lange hatte ein Kindermädchen mit ihnen im Haus gelebt. Sie hatte sich um ihn und Marlene gekümmert. Doch sein Vater war nun der Ansicht, dass es der Mutter guttäte, wenn sie sich wieder selbst um ihre Kinder kümmerte.

Er spähte vorsichtig durch den Spalt der halb geöffneten Schlafzimmertür. Die schweren Vorhänge waren zugezogen und sperrten das helle Sonnenlicht aus.

Sie mochte kein Licht; Mutter zog es vor, im Schatten zu leben. Unter dem dünnen Laken zeichnete sich deutlich ihre schmale Silhouette ab.

So leise er konnte, näherte er sich der schlafenden Gestalt. Sie lag auf dem Rücken, den Mund leicht geöffnet. Er fand sie wunderschön. Wenn er seine Mutter mit den Müttern seiner Klassenkameraden verglich, war

sie eine Prinzessin, nein, eine Königin. Die anderen hingegen wirkten wie Bäuerinnen, grobschlächtig, wirsch, laut. Sie erschien ihm wie ein Wesen aus einer anderen Welt.

Als stiller Beobachter neben seiner schlafenden Mutter zu stehen, erzeugte ein Kribbeln in der Bauchgegend. Wenn sie jetzt aufwachte und ihn bemerkte, würde es sicher Ärger geben.

Seine Augen ruhten auf ihrer Brust. Atmete sie noch?

Er runzelte nachdenklich die Stirn. Es war sehr ruhig im Haus, wo war seine kleine Schwester?

Er stand noch eine Weile bewegungslos neben der schlafenden Mutter.

Am schönsten war sie, wenn die Augen geschlossen waren und sich keine Traurigkeit in ihnen spiegelte.

Ihre Haare waren schwarz und ihre Lippen rot, die Haut blass und ebenmäßig – als wäre sie einem Märchenbuch entsprungen.

Er hob seine Hand und hielt sie seiner Mutter vor die Nase, spürte den warmen Atem auf seiner Haut.

»Was tust du da, Sohn?«

Er erschrak heftig, denn sein Vater stand mit Marlene im Arm in der Tür und beobachtete ihn.

»Ich, ich tue nichts.«

»Nimm Marlene. Ich muss in die Praxis.«

Sein Vater wartete nicht auf eine Reaktion, sondern drückte ihm das Kind in den Arm und ging.

Marlene wog schwer. Er schwieg, hielt seine Schwester ganz fest und ging in ihr Kinderzimmer, wo er sie auf dem weichen Teppich absetzte.

Versonnen beobachtete er, wie sie auf ihren kurzen, dicken Beinchen unsicher, aber hoch ambitioniert durch den Raum wackelte. So stand er eine Weile da und sah ihr einfach zu, bis ihm ein kühler Luftzug verriet, dass sich jemand zu ihnen gesellt hatte.

»Hier seid ihr.«

Er drehte den Kopf. Seine Mutter, schön wie ein Engel, stand hinter ihm. Ihr langes schwarzes Haar wirkte wie ein dunkler Schleier, glatt und glänzend. Ihre Augen lagen tief in den Höhlen.

Sie so zu sehen, verursachte ein schmerzhaftes Ziehen in der Herzgegend. Er hatte Angst um seine Mutter. Angst davor, sie könne ihn mit seinem Vater alleine zurücklassen.

Eine glückliche Mutter gab es für ihn nicht. Seine Mutter richtete

keine Kindergeburtstage aus. Sie erschien bei keinem Basar, backte keine Kuchen für wohltätige Veranstaltungen, hielt keine Kaffeekränzchen ab und tat auch sonst nichts, das Spaß machte oder Freude versprach.

Wie die leere Hülle einer Puppe, ohne jede Regung; das Leben zog an ihr vorbei.

Seine Schwester ahnte von all dem noch nichts. Als sie ihre Mutter erblickte, kam sie freudestrahlend auf sie zu getapst und hielt dabei eine Puppe jauchzend hochgestreckt.

»Dada.« Sie schlang ihre kleinen, runden Ärmchen um die bleichen Beine ihrer Mutter.

Keine Reaktion.

Er erhob sich und eilte zu den beiden. Zog seine Schwester von der Mutter fort. Das passte der Kleinen gar nicht. Sie begann zu weinen.

»Psst, Marlene. Nicht. Mama kann jetzt nicht. Sie hört dich nicht.«

Sein Blick huschte zu ihr. Er war unsicher. Seine Mutter schwankte nun wie ein Grashalm im Wind, das Gesicht starr, die Augen auf einen Punkt außerhalb seines Blickfeldes gerichtet.

Marlene steigerte sich jetzt erst recht in ihre Wut hinein und schrie immer lauter.

Seine Mutter langte wie in Trance in die Tasche ihres Bademantels.

Hoffnung kam auf. Ein Bonbon wäre ein Anfang, das würde bedeuten, sie tat etwas, was Erwachsene taten, wenn kleine Kinder weinten.

Doch als er erkannte, was sie aus der Seitentasche zog, stockte ihm der Atem.

Langsam setzte sie sich in Bewegung, jeder Schritt wie in Trance. Unaufhaltsam. Alle Geräusche schienen plötzlich fort, nur noch das Ticken der großen Standuhr im Flur nahm er wahr. Tick, tack – tick, tack.

Was seine Augen sahen, drang nicht bis zu seinem Gehirn durch.

Jemand schrie. War er das?

Er wollte wegrennen, doch sein Körper schien nicht mehr auf das zu hören, was sein Gehirn befahl. Er wollte, dass seine Füße sich bewegten, doch sie taten es nicht.

Dann wandte seine Mutter sich zu ihm um – ihr sonst so wunderschönes Gesicht wirkte wie die Fratze eines Ungeheuers.

Endlich gehorchten seine Beine wieder. Er drehte sich zur Tür und rannte.

# Kapitel 1



Elli stand in ihrer neuen Bleibe und sah sich um. Ihre paar Habseligkeiten hatte sie in einem Schwung mitnehmen können, es war nicht viel. Sie trat an eines der Fenster, die zum Speyerbach hinausgingen, dann schlang sie ihre Arme um sich und fröstelte. Ende August war sie ins Krankenhaus gekommen. Jetzt war bereits Anfang Oktober. Wie die Zeit verging! Die Natur begann, sich auf den Winter vorzubereiten. Der Herbst färbte die Blätter in wunderschöne Gold- und Rottöne, dicke Wolken zogen am Himmel entlang. Es schien wie eine Fügung des Schicksals, dass die Tante ihres Kollegen Adam Flick eine ausgebaute und möblierte Garage besaß, die genau zum richtigen Zeitpunkt noch zu haben war. Und das mitten in Speyer! Vorhin hatte sie Andrea Baumgärtner kurz zur Schlüsselübergabe gesehen. Sie wollte gleich vorbeikommen.

In Schifferstadt hatte Elli sich bis zu den grauvollen Ereignissen im August eigentlich sehr wohl gefühlt. Doch der Umzug nach Speyer kam ihr nun nicht ungelegen. Jessicas Haus stand, soweit sie wusste, zum Verkauf, aber sie hätte sich um nichts auf der Welt mehr dort aufhalten wollen; zu schwer wogen die Erinnerungen an jene Zeit voller Enttäuschungen.

Ein leises Klopfen an der Haustür riss sie aus ihren Gedanken.

»Ja, komme!« Sie wandte sich vom Fenster ab, ging zur Tür und öffnete sie. Sie spürte eine leichte Bewegung an ihren Beinen und sah an sich hinunter. Eine Katze rieb sich an ihr.

Vor ihr stand Andrea Baumgärtner, freundlich lächelnd. »Liebe Elli, ich will nicht lange stören. Ich darf doch Elli sagen?«

»Ja, sicher.« Elli blieb in der Tür stehen und wartete, was ihr Gegenüber auf dem Herzen haben könnte.

»Ich wollte Sie offiziell recht herzlich bei mir willkommen heißen. Darf ich kurz reinkommen? Stört es Sie, wenn meine Susi mitkommt? Sie begleitet mich gerne.«

Elli nickte und machte ihr Platz, sodass Andreas kleine, runde, ins Übergewichtige gehende Figur bequem durch die Tür passte. Dann

stand sie etwas unbeholfen mitten im Raum und nestelte an ihrem weiten Oberteil herum.

Andreas Haar war nicht ganz so rot wie das ihres Neffen Adam, den man wie einen Feuermelder überall ausmachen konnte. Sie hatte schulterlange rotbraune Locken und trug eine unauffällige, randlose Brille auf einer Stupsnase.

»Ja, wo fange ich an. Also, ich habe Ihnen das Bett gestern Abend schon bezogen, ich wusste ja nicht, wann genau Sie heute eintreffen werden. Das Schlafzimmer befindet sich hinter dieser Tür im hinteren Bereich.« Sie ging zu der Tür, die sich am Ende des großen Raumes befand und öffnete sie. Elli sah brav hinein und nickte. Natürlich hatte sie das Schlafzimmer schon gesehen. Die Schokolade, die ihr Andrea aufs Kopfkissen gelegt hatte, war bereits halb verdaut.

»Handtücher sind in dem kleinen Schränkchen neben dem Waschbecken. Ich zeige Ihnen eben alles, dann wollen Sie sicher wieder Ihre Ruhe, nicht wahr?« Sie ging voraus. Das kleine Bad befand sich direkt neben dem Schlafzimmer, mehr Räume gab es nicht.

Vor dem Badezimmer blieben sie stehen.

Etwas umständlich griff Andrea mit einer Hand um die Ecke. »Hier ist der Lichtschalter, etwas versteckt, sehen Sie?«

Das Licht im Bad ging hektisch an und aus, bevor es sich beruhigte und angenehmes Licht den kleinen Raum erhellte.

Elli nickte. Sie fand es sehr nett von Andrea, ihr alles zu zeigen, wünschte sich aber gleichzeitig, es möge schnell vorbei sein; sie merkte, wie die Luft um sie herum immer dünner wurde.

Seit den schrecklichen Ereignissen in der Hütte im Wald versuchte sie, sich nicht in diese Ohnmacht hineinzusteigern, doch leider gelang ihr das nur selten – oder eher nie.

Sie wollte nicht, dass Andrea etwas von ihrem inneren Kampf mitbekam. Schon während ihres Klinikaufenthaltes hatte sie versucht, der Psychologin nicht allzu viel von ihrem Innenleben preiszugeben; sie wollte so schnell wie möglich wieder arbeiten. Ihrer Meinung nach war Arbeit die einzige und daher beste Medizin für sie. Was brachte es, wenn sie sich ständig an das Geschehen erinnerte. Was sollten Tabletten bringen, die sie lediglich betäubten und in Wahrheit am Leben hinderten? Elli hatte das Gefühl, sie drehte sich durch das Nichtstun nur im Kreis. Die Arbeit als Hauptkommissarin in Ludwigshafen würde sie wieder auf die richtige Bahn bringen.

»... und einen Stadtplan habe ich Ihnen auch hingelegt, sehen Sie?« Andrea hatte sich mittlerweile schnaufend neben ihrer Katze auf dem geblühten Sofa niedergelassen und griff nach dem Stadtplan, der vor ihr auf dem Wohnzimmertischchen lag.

»Sie werden sehen, Speyer ist wunderschön. Nicht umsonst besuchen uns Touristen aus aller Welt. Leider bin ich schlecht zu Fuß, aber es gibt sehr interessante Stadtführungen. Dort erfahren Sie alles Wissenswerte. Dieser Ort ist sehr geschichtsträchtig.«

Elli wusste nicht so recht, was sie darauf sagen sollte, deshalb nickte sie nur beiläufig. Außerdem versuchte sie, sich auf das Atmen zu konzentrieren. Es war wie verhext. Je mehr sie einatmete, desto mehr hatte sie das Gefühl, die Luft reiche nicht aus.

Wie durch Watte hörte sie Andrea munter weiterplappern. Elli atmete behelfsweise in ihre Hände. Das hatte sie schon getestet, manchmal half es.

Doch diesmal war es zu spät. Ein Strudel aus ihrem ganz persönlichen Albtraum zog sie unaufhaltsam hinab in die Tiefe ihrer größten Seelenqualen.

*Sie befindet sich wieder in der Hütte im Wald. Sie ist nackt und kauert in einer Ecke. Anna liegt fixiert und ebenfalls nackt auf einem Tisch vor ihr. Ihr Kopf ist zur Seite gefallen; Annas hervorquellende Augen starren sie vorwurfsvoll an. Das rechte Augenlid zuckt, sie lebt noch!*

*Es ist furchtbar heiß und stickig. Elli bekommt keine Luft. Sie will aufstehen und gehen. Sie weiß, wenn sie es nicht tut, ist das Annas und ihr Todesurteil. Aber sie kann nicht. Ihre Beine gehorchen ihr nicht. Tränen laufen über ihr Gesicht, sie will nicht sterben. Ich muss Anna retten!*

*Panik! Ihr Herz droht, ihren Brustkorb zu sprengen, so stark und schmerzhaft schlägt es gegen die Rippen. Hohe Flammen steigen vor ihr auf, greifen mit gierigen Klauen nach ihr, mittendrin erscheint plötzlich eine grauenvolle Fratze. Sie lacht. Schrill, laut, hässlich. Das Ungeheuer aus Feuer und Flammen kommt näher und näher. Die heißen Klauen greifen nach ihr, als wollten sie mit ihr spielen, aber es ist kein Spiel. Sie nähern sich unaufhaltsam. Luft ... keine Luft ... sie erstickt und verbrennt gleichzeitig!*

*Elli schlägt um sich und schreit sich die Seele aus dem Leib. Sie verbrennt und versucht, die Flammen von ihrem Körper zu schlagen,*

*aber es ist aussichtslos. Sie krümmt sich, sie macht sich ganz klein. Schon wieder muss ich sterben, fährt es ihr durch den Kopf.*

*Dann ist es still.*

Sanfte Hände streichelten beruhigend und kühl über ihre heißen Wangen. Wie durch Watte hörte sie eine Stimme auf sich einsprechen.

Elli zitterte am ganzen Leib, langsam, ganz langsam kam sie wieder zu sich. Sie spürte, wie ihr jemand eine warme Decke um die Schultern legte.

Sie sah sich vorsichtig um und stellte überrascht fest, dass sie auf dem Boden vor dem geblühten Sofa saß.

»Was ...?«

Wie war sie nur dorthin gekommen? Sie drehte den Kopf vorsichtig zur Seite und blickte in das besorgte Gesicht von Andrea Baumgärtner.

Mit kühlen Fingern streichelte sie beruhigend über Ellis Handrücken.

»Ach, Kindchen, ach, Kindchen, was wurde Ihnen nur angetan?«

Elli fühlte sich nicht in der Lage, etwas zu sagen, und verharrte zitternd und schluchzend auf dem Boden.

»Ich mache Ihnen einen heißen Kamillentee, aber zuerst helfe ich Ihnen auf. Moment.« Andrea erhob sich und griff Elli unter den Arm.

»Ich halte Sie ...«

Vorsichtig half sie Elli, sich auf das Sofa zu setzen.

»Sehen Sie?« Sie stemmte zufrieden ihre Hände in die Hüfte. »Und nun mache ich Ihnen den versprochenen Tee.«

Elli sah ihr nach, wie sie zu der kleinen Küchenzeile am anderen Ende des Raumes ging und geschäftig mit einer Kanne und Wasser herumhantierte.

Verdammt. Elli ärgerte sich. Das war jetzt das zweite Mal, dass sie solch einen Tag-Albtraum hatte, der auf Realem basierte. Beim letzten Mal war ihr das in der Klinik passiert, aber zum Glück so, dass es vom Personal niemand bemerkt hatte. Jetzt war es im Beisein von Adams Tante geschehen.

Wenn Adam davon Wind bekam, würde er sicherlich versuchen, sie davon zu überzeugen, nicht zu früh wieder in den Polizeidienst zurückzukehren.

Sie konnte die Sorgen der anderen nur sehr schwer ertragen. Sie wollte kein Mitleid, nein, sie wollte endlich ihr neues Leben leben.

Leben. Ellis Herz zog sich zusammen, und sie merkte, dass die verfluchte Luft wieder dünner wurde. Nicht noch einmal, schalt sie sich und erschrak; Andrea stand mit einem Mal vor ihr und sah sie an. Sie schien sie zu prüfen. Hatte sie gerade etwas gesagt? Elli blickte fragend zu ihr hoch.

»Ist alles in Ordnung, Elli? Sie sehen wirklich nicht gut aus. Soll ich zur Sicherheit nicht lieber einen Arzt rufen?«

»Nein, nein. Ich brauche keinen Arzt. Es geht mir gut.« Elli wurde kreideweiß bei der Vorstellung, was der Arzt ausrichten würde und welche Folgen das für die Rückkehr an den Arbeitsplatz haben könnte.

»Wirklich, es geht schon wieder. Ich brauche nur Ihren Kräutertee, der wird mir guttun.« Elli bemühte sich, diesem Satz eine enthusiastische Note zu geben.

Andreas skeptischer Blick sprach Bände, aber sie erwiderte nichts. Sie holte einen Becher Tee aus der Küche und stellte ihn vorsichtig vor Elli auf den Tisch.

»Danke. Es tut mir leid, wenn ich Ihnen Umstände gemacht habe. Es war ja eigentlich nichts. Bald kann ich wieder arbeiten, das wird mich ablenken.«

Andrea setzte sich schwerfällig auf den gegenüberstehenden Sessel und kraulte nachdenklich ihre schlafende Katze.

»Elli, ich kann gut verstehen, dass Sie wieder in den Dienst wollen, aber halten Sie das im Moment für eine gute Idee?«

Elli starrte trotzig vor sich hin.

Schnell sprach Andrea weiter: »Ich will mich natürlich nicht einmischen und es geht mich selbstverständlich nichts an.«

Elli seufzte: »Ich kümmere mich darum, versprochen.«

Andrea lächelte. »Gut, und nun trinken Sie Ihren Tee, solange er noch heiß ist.«

Elli nahm einen kleinen Schluck unter dem zufriedenen Blick von Andrea. Und tatsächlich, es tat ihr gut; die warme Flüssigkeit wärmte sie von innen.

Elli hoffte, dass Andrea nun gehen würde. Doch die machte keinerlei Anstalten zu verschwinden, sondern blieb im Sessel sitzen. Die Katze lag mittlerweile zusammengerollt auf ihrem Schoß.

»Wissen Sie, seit Kurt weg ist, läuft es in meinem Leben sehr viel besser. Nun bin ich mein eigener Herr. Mein Sohn Max wohnt noch

bei mir, den lernen Sie sicher bald kennen. Er ist schon siebzehn und braucht mich nicht mehr ständig um sich, so habe ich viel Zeit für mich.«

Elli versuchte zuzuhören, aber es fiel ihr schwer, sich zu konzentrieren. Ihre Gedanken schweiften ab, ohne dass sie etwas dagegen tun konnte.

Welcher Wochentag war heute noch gleich?

Seit den traumatischen Ereignissen hatte sie jedes Zeitgefühl verloren. Ihr fehlten der Alltag, ihre Arbeit und ihre Kollegen.

Verdammt!

»Kurt war kein guter Ehemann. Er gehört zu den Menschen, die alles kontrollieren müssen. Als er anfang zu trinken, war es mit seiner Selbstbeherrschung vorbei. Erst jetzt, wo wir getrennt sind, frage ich mich, warum ich mir das so viele Jahre angetan habe. Kennen Sie das nicht auch?«

»Wie meinen Sie das? Ich bin nicht verheiratet.«

Michael hatte sie schließlich nie gefragt – und jetzt war es zu spät. Vergangenes ließ sich nicht mehr rückgängig machen. Michael fehlte ihr irgendwie, trotz allem ... er hatte ihr zu viel zugemutet. Sie schob dieses Gefühl schnell auf die Gewohnheit, alles andere wäre für sie inakzeptabel. Sie verachtete Frauen, die sich von ihren Männern schlecht behandeln ließen und dann trotzdem immer wieder zu diesen Kerlen zurückkehrten, weil ... ja, warum eigentlich? Egal, sie gehörte jedenfalls nicht zu diesem Typ Frau, Michael war lediglich eine Erinnerung, die mit der Zeit immer mehr verblassen würde.

Sie dachte an ihre Kollegen Tom und Adam, die mittlerweile so etwas wie Freunde für sie geworden waren. Adam hatte es mit seiner charmanten und manchmal auch naiven Art mitten in ihr Herz geschafft, obwohl sie bisher noch nicht lange zusammengearbeitet hatten. Und Tom, der wundervolle Tom, der nur wegen ihr immer noch im Koma lag. Den vermisste sie mehr, als sie für möglich gehalten hatte. Dabei hatten sie noch nicht einmal die Chance gehabt, sich richtig kennenzulernen.

Zu dem Zeitpunkt hatte niemand ahnen können, mit wem sie es in Wahrheit zu tun gehabt hatten. Außerdem war Tom davon ausgegangen, dass seine Kollegen in wenigen Minuten zu ihm aufschließen würden. Sein oberstes Ziel war es gewesen, sie und Anna aus den Händen des Psychopathen zu befreien. Hätte er mehr Zeit gehabt und

die richtigen Fragen gestellt, wäre er sicher nicht so leicht in die Falle getappt. Doch so hatte er sich nichts ahnend die steile Treppe hinunter vorgetastet. Der heimtückische Stoß war von hinten gekommen. Sein Kopf musste mit voller Wucht auf etwas Hartes aufgeschlagen sein.

Nach Auskunft der Ärzte hatte sich Tom ein schweres Schädel-Hirn-Trauma zugezogen und diverse Rippen- und Knochenbrüche. Er lag jetzt schon seit mehr als vier Wochen im Krankenhaus. Zu allem Übel hatte er sich vor zehn Tagen zusätzlich eine Lungenentzündung eingefangen – eine häufige Komplikation bei Koma-Patienten.

Vorsichtig nahm sie noch einen Schluck des dampfenden Tees.

Andrea sprach immer noch: »... in der Arbeit habe ich auch niemanden zum Reden, es ist wirklich schön, dass Sie jetzt da sind. Wir können uns gegenseitig helfen. Wir Frauen verstehen einander doch am besten, nicht wahr?«

Es reichte ihr jetzt. Bevor Andrea gleich noch mit ihr Schwesternschaft trinken wollte, musste sie die Reißleine ziehen. »Seien Sie mir bitte nicht böse, aber ich möchte mich gerne etwas hinlegen.«

Als sie Andreas erschrockenen Gesichtsausdruck sah, bekam sie ein schlechtes Gewissen. »Wir können unser Gespräch gerne ein anderes Mal fortsetzen.«

Andrea stieg eine leichte Röte ins Gesicht. »Oh, wie rücksichtslos von mir. Ich vergaß, Sie brauchen selbstverständlich Zeit für sich. Wenn ich einmal anfangen zu reden, bin ich kaum zu stoppen. Früher konnte ich nie über mich und mein Leben sprechen, doch seit der Selbsthilfegruppe für Gewaltopfer habe ich nicht nur gelernt, alles zu sagen, was mir auf der Seele brennt, sondern auch großen Nachholbedarf.« Sie kicherte verlegen.

Dann erhob sie sich von dem Sessel und ging Richtung Ausgang, gefolgt von ihrer Katze. An der Tür drehte sie sich noch einmal zu Elli um.

»Wenn Sie Hilfe brauchen oder Fragen haben, bitte scheuen Sie sich nicht, bei mir zu klingeln. Einen schönen Abend wünsche ich Ihnen.«

Elli hörte die Tür ins Schloss fallen.

Endlich Ruhe.

Es war zum Verzweifeln! Natürlich meinten es alle nur gut mit ihr, aber das Verhalten in ihrem Umfeld erinnerte sie ständig daran, dass etwas Schreckliches geschehen war.

Und immer wieder dieselben Fragen: Wie geht es dir? Hast du Albträume? Warst du noch mal beim Arzt? Nimmst du auch deine Medikamente?

So lautete, zu allem Übel, der Liebingsatz ihrer Mutter. Wahrscheinlich, weil sie selbst vom Rest der Familie ständig dasselbe gefragt wurde. Zum Glück wohnten ihre Lieben gute drei Stunden von ihr entfernt in Gummersbach.

Ihre Eltern hatten sie während ihres mehrwöchigen Krankenhausaufenthaltes besucht, so oft es eben ging. Genau genommen – ein Mal. Mehr wäre für Elli nicht zu ertragen gewesen.

Sie mochte es nicht, im Mittelpunkt zu stehen, was möglicherweise an ihrem Unvermögen lag, Gefühle zuzulassen oder gar zu zeigen. Sie wusste, dass sie in der Vergangenheit viel falsch gemacht hatte. Nun hatte sie die Chance auf ein zweites Leben und darauf, alles besser zu machen. Wie genau das aussehen sollte, wusste sie noch nicht.

Ihre Mutter war hochofregut über den Ortswechsel nach Speyer gewesen.

»Das ist ja wunderbar, mein Kind! Ich wollte schon immer nach Speyer. Den Dom, die Krypta mit den Kaisern, das Altpörtel besichtigen, ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll. Vielleicht kannst du demnächst ein gutes Hotel für uns auskundschaften, dann hast du auch gleich was Sinnvolles zu tun.«

Elli schüttelte sich bei der Erinnerung. Sie fühlte sich derzeit nicht in der Lage, sich mit ihren Eltern oder sonst jemandem zu beschäftigen.

Das Telefon klingelte. Elli sah auf das Display. Ihre Mutter. Wenn man an den Teufel dachte ... Am besten ging sie dran, dann hatte sie es hinter sich.

»Mama, was gibt's?«

»Kind, wie geht es dir? Ich habe schon gestern angerufen. Du warst weder am Telefon noch am Handy zu erreichen. Ist alles in Ordnung?«

»Es ist alles in Butter. Ich richte mich hier gerade ein und habe noch einiges zu tun.« Hoffentlich verstand ihre Mutter den Wink und fasste sich kurz.

»Ich muss immer an diese furchtbare Geschichte denken. Es lässt mir keine Ruhe. Erst gestern habe ich mich mit Frau Hausmann darüber unterhalten. Also, wirklich. Auch du hättest sterben können, nicht auszudenken!«

Hausmann ... in Ellis Erinnerung rührte sich etwas. Etwas tief Verschüttetes. Doch sie konnte es nicht greifen.

»Erinnerst du dich nicht mehr? Das war doch so furchtbar gewesen.«  
Sie machte eine theatralische Pause.

Elli wollte gerade nachhaken, da hatte ihre Mutter bereits das Thema gewechselt.

»Dein Bruder kommt dich besuchen. Wir können leider nicht. Aber bald.« Sie machte eine kurze Pause. »So, ich muss los, Schatz. Bin zum Brunch eingeladen. Melde dich mal. Ich mache mir doch immer solche Sorgen.«

»Mama, ich ...« Elli sah auf ihr Handy. Schweigen. Ihre Mutter hatte alles gesagt, was sie hatte sagen wollen. Das war typisch. Elli schüttelte den Kopf. Wer brauchte schon solche Gespräche? Ihre Familie ging ihr trotz der Entfernung manchmal gehörig auf die Nerven. Jetzt musste sie noch den Besuch ihres Bruders überleben, dann hatte sie hoffentlich erst mal wieder ihre Ruhe.

Sebastian hatte sich bei ihr gerade erst sehr unbeliebt gemacht. Denn als sie ihren untreuen Freund Michael dieses Jahr verlassen hatte, riet ausgerechnet ihr Bruder ihr, diesem Mistkerl noch eine Chance zu geben. Eine Frechheit! Gut, er war einer seiner besten Kumpel, aber Blut war doch dicker als Wasser, oder?

Selbst ihre Mutter war ihr in den Rücken gefallen. »Betrogen hat er dich? Kind, sei nicht dumm, so sind Männer eben. Einen besseren Mann bekommst du nicht, also verzeih ihm und mach nicht so einen Aufstand.«

Statt seiner Frau zu widersprechen, hatte ihr Vater dabei die Muster auf der Tischdecke betrachtet, gerade so, als wären sie das Faszinierendste in seinem Leben. Alle hatten sich gegen sie verschworen. Elli fühlte sich deshalb immer noch gekränkt.

Zum Glück hatte sie kurz nach der Enttäuschung die Stelle als Hauptkommissarin in Köln mit einem Kollegen aus Ludwigshafen tauschen können. Ohne zu zögern war sie, lediglich mit einem Koffer und einem Rucksack bestückt, nach Schifferstadt gezogen.

Elli trank ihren Tee und sah aus dem Fenster den dunklen Wolken nach. Blätter tanzten an ihrem Fenster vorbei. Elli wurde bei diesem Anblick das Herz schwer. Sie trauerte um ihr altes Leben, in dem das Wort ›Schmerz‹ einfach nur ein Wort gewesen war. Die fallenden Blätter hatten etwas von Abschiednehmen. Natürlich waren die Tren-

nung und der Betrug von Michael schlimm gewesen, die körperliche und seelische Erfahrung in dieser Hütte im Wald standen hingegen auf einem ganz anderen Blatt.

Schmerz und Todesangst. So hießen ihre neuen Begleiter, mit ihnen musste sie seitdem leben, Tag für Tag. Aber das Verrückte war, dass diese Erlebnisse auch eine neue Chance boten. Sie konnte noch einmal von vorne beginnen. Doch wie sollte sie jemals wieder in die Normalität zurückfinden? Diese furchtbar realistischen Flashbacks, die sie mit brachialer Gewalt immer wieder zu überrollen schienen ...

Der Psychologe in der Klinik hatte ihr schon prophezeit, dass die Geschichte längst nicht ausgestanden sei und ihr eine Reaktion auf das Trauma sehr wahrscheinlich noch bevorstünde. Zu der Zeit hatte sie noch keine Vorstellung davon gehabt, was sie erwarten würde. Nun wusste sie es.

Sie stand auf und ging zu dem kleinen Tisch neben der Tür, auf dem das Telefon stand und eine ganze Handvoll Zettel lagen, die nicht alle von ihr waren. Irgendwo zwischen Pizzadienst-Flyern musste die Nummer dieser Psychotante doch sein, die ihr in der Klinik genannt worden war. Sie hatte bei ihrer Ankunft einige Zettel aus ihrem Geldbeutel achtlos auf den Tisch geworfen. Sie wühlte in dem Stapel, bis ihr ein kleiner neongrüner Zettel auffiel, der zwischen Tisch und Wand klemmte. Rita Mendel. Diplom-Psychologin, spezialisiert auf Traumapatienten.

Sie schnappte sich den Stadtplan und machte den Standort der Psychologin aus. Die Praxis war fußläufig zu erreichen. Gut. Sie wählte die Nummer und sprach ihr Anliegen hastig auf die Mailbox, bevor sie es sich anders überlegen konnte.

Selbstverständlich brauchte sie in Wahrheit keine Therapie. Sie brauchte jemanden, der ihr den Weg zu ihrer geliebten Arbeit wieder freigab. Das hatte ihr der Boss Walter Steiner unmissverständlich bei seinem letzten Krankenhausbesuch zu verstehen gegeben. Ohne eine offizielle Bescheinigung über ihre Dienstauglichkeit unter Berücksichtigung ihrer Belastbarkeit gäbe es vorerst kein Zurück für sie, höchstens einen Schreibtischjob.

Sie schlurfte zu ihrem – das wusste sie jetzt schon – neuen Lieblingsplatz, dem Sessel am Fenster, und ließ sich mit einem Seufzer hineinplumpsen. Essen? Selbst dafür fehlte ihr die Kraft. Das Leben war anstrengend. Und so schief sie an Ort und Stelle erschöpft ein, mit dem tröstlichen Gedanken, vielleicht bald wieder arbeiten zu können.

# Kapitel 2



Die Uhr über der stählernen Tür zeigte unerbittlich an, wie jede Sekunde verstrich. Unaufhaltsam, unbeeindruckt. Tick, tack – tick, tack. Das mechanische Geräusch der Pumpen des Dialysegeräts begleitete die Uhr wie in einem surrealen Musikstück ohne Musik.

Die Neonröhren leuchteten den komplett weiß gekachelten Raum aus. In den Metallregalen an der Wand standen Gläser. Sie stammten zum großen Teil noch aus seinen Anfängen. Er hatte alle fein säuberlich beschriftet, stellenweise war die Schrift schon verblasst. Das letzte Organ, ein Herz, hatte mittlerweile auch schon einige Jahre auf dem Buckel.

Er ging in sterilen Gummistiefeln quietschenden Schrittes zu dem Exponat und kniff die Augen zusammen. Soweit er erkennen konnte, stand dort: Entnahme 23:11 Uhr, 22.07.1991, Nummer 2, Herz 230 Gramm.

Das Entnehmen von Organen war nicht mehr notwendig, also ließ er es.

Keine Zeit verschwenden. Tick, tack.

Es roch nach Desinfektionsmitteln und Krankenhaus. Er nahm den scharfen Geruch, der sich in jede Spalte, in jede Fuge gesetzt hatte, längst nicht mehr wahr.

Die Akustik in dem Raum sorgte dafür, dass jedes Geräusch unangenehm hart, ja scheppernd wiedergegeben wurde, als er die Instrumente aus dem Sterilisator holte und in die Nierenschale legte. Normalerweise streichelten die Klänge großer Komponisten sein Gehör, während er hier unten war. Die Symphonien nahmen etwas von der Härte seiner Arbeit, machten die Nüchternheit des Raums zu etwas Besonderem. Sie ermöglichten ihm das Abtauchen in andere Dimensionen. Tick, tack.

Doch bei seinem letzten Aufenthalt war das Abspiegelgerät in die Wanne mit der Formalinlösung gefallen. Deshalb musste er vorerst auf seine Musik verzichten und verfluchte die Schuldigen. Aber so konnte es gehen. Sie hatte sich nicht mit ihrer Situation abfinden wollen. Dumm.

Er starrte auf sie herab, doch sie zeigte keine Regung. Ihr Gesicht wirkte friedlich und entspannt. Eines der schönsten Exemplare bisher, wie er fand. Er sah auf die Uhr. Tick, tack. Der Vorgang war schon bald abgeschlossen, dann durfte sie in ihr Bad, anschließend ging es an die Feinheiten.

Die Musik fehlte ihm mehr, als er für möglich gehalten hätte. Morgen Nachmittag würde er sich ein neues Gerät besorgen. Die Tragik, die Großartigkeit seines Schaffens wurden durch die großen Klassiker noch unterstrichen. Mozart, Beethoven, Bach oder gerne auch Liszt. Mit ihnen fühlte er sich selbst wie der Komponist seiner eigenen Werke. Wie ein Künstler.

Er war ein Künstler. Er erschuf Geschöpfe, die fernab der Öffentlichkeit seine Augen erfreuten. Niemand außer ihm selbst würde zu seinen Lebzeiten jemals seine Kunst zu Gesicht bekommen. Es gab auf der Welt nichts Vergleichbares.

Als er den Deckel beiseiteschob, drangen die scharfen Dämpfe augenblicklich durch alle Poren, trotz der Schutzbrille schossen ihm die Tränen in die Augen. Seine spezielle Atemschutzmaske filterte das Schlimmste, alles konnte sie jedoch nicht abhalten. Es störte ihn nicht weiter; er war dem giftigen Stoff nie zu lange am Stück ausgesetzt.

Er schob den Deckel so weit zur Seite, dass er genug Platz hatte, sie herauszuheben. Mit seinen dicken Schutzhandschuhen langte er in das Becken und griff nach dem leblosen Körper, der sanft in der Flüssigkeit hin und her schaukelte. Jetzt war ihr Oberkörper schon halb draußen. Er ächzte unter ihrem Gewicht, das mit jedem Zentimeter, den sie aus dem Becken auftauchte, für ihn größer wurde.

Flüssigkeit schwappte auf den gekachelten Boden. Das ließ sich bei solch einem Unternehmen nicht verhindern. Seine Handschuhe hatten eine angeraute Fläche, damit er einen besseren Grip auf der glatten Haut seiner Geschöpfe hatte.

Er hatte den Tisch mit den Rollen ganz dicht an das Becken herangeschoben und zog sie mit Schwung und mit aller Kraft herüber.

Als sie vor ihm lag, betrachtete er sein Werk eingehend. Er nickte zufrieden und schloss das Becken vorsichtig. Mehr giftige Dämpfe wollte er nicht in den Raum lassen, auch wenn die Lüftung mit speziellem Filtersystem ihre Dienste tat, war es unsinnig.

Da lag sie, stumm und schön. Sie konnte nichts mehr sagen, und

das musste sie auch nicht. Spräche sie, verlöre sie jede Anmut, sie mutierte zur dummen Gattung Mensch. Kein Intellekt, keine Bildung, nichts, was es lohnte, bewahrt zu werden. Nur die Fassade, die Verpackung, ihre stille Schönheit fing er ein. Er fixierte ihre Anmut, sorgte dafür, dass sie erhalten blieb. Statt sie auf ordinäre Weise altern zu lassen, erhielt er ihre Jugend. Als Kind hatte er einen Schaukasten besessen, der ihn fasziniert hatte. Aufgespießte Käfer, Motten, Schmetterlinge. Tot, bewegungslos, aber unendlich schön hinter dem Glas. Dazu angetan, auf immer für ihn zu strahlen. Seine Exponate blieben für immer jung. Wer konnte das schon von sich behaupten?

Er selbst lernte immer noch dazu. Jede war anders. Die Beschaffenheit der Haut, die Haare, einfach alles spielte in das endgültige Resultat mit hinein. Tick, tack.

Heute lief alles wie am Schnürchen.

Die Pumpen tauschten Blut gegen die Formalinlösung aus. Manchmal, in einem Anfall von Nostalgie, nutzte er das alte Wissen der Ärzte der letzten Jahrhunderte. Ein gezielter Schnitt an der Beinvene, ein Zugang in die Halsschlagader, und schon floss von oben die giftige Lösung hinein in den Körper – unten floss das Blut heraus. Ein roter Faden, der einst für Vitalität in diesem jungen, toten Körper gesorgt hatte. Der Saft des Lebens eines Menschen, dessen Herz nun nicht mehr schlug, womit das Blut tatsächlich seine Sinnhaftigkeit verlor. So rot. Er liebte diese Farbe. Er verehrte sie, war sie für ihn elementar, einzigartig, kraftspendend, lebenschenkend.

Er war ein Künstler.

Zärtlich strich er Nummer 7 über die wächserne Wange. Faltenfrei und glatt starrte sie an die Decke.

Alles hatte er bis ins kleinste Detail geplant, nichts würde er dem Zufall überlassen. Er war schlauer als das Schicksal, klüger als das Leben.

Er stellte sich vor, welch ein Aufschrei durch die Medien gehen würde, erführen sie die Wahrheit darüber, wer er wirklich und wahrhaftig war. Ließe er sie hinter seine Maske blicken, so war er sich sicher, einige Menschen aus seinem näheren oder entfernteren Umfeld würden dies nicht verkraften. Das gemeine Volk würde ihn den Teufel persönlich nennen, womit er durchaus zufrieden wäre. Aber es würde auch Menschen geben, die erkannten, welch Genie hinter allem steckte. Die dafür sorgen würden, dass seine Aufzeichnungen Gehör fänden, der Nachwelt erhalten blieben.

Ein Piepsen holte ihn aus seinen Gedanken zurück in die Realität. Die zweieinhalb Stunden, die es dauerte, bis das Formalingemisch das Blut vollständig ersetzt hatte, waren um. Zufrieden stöpselte er seinen Neuzugang ab.

Den Eimer mit dem Blut schüttete er in das dafür vorgesehene Loch im gefliesten Boden. Darunter befand sich ein Auffangbecken. Er schüttete regelmäßig Substanzen hinein, die den natürlichen Abbauprozess unterstützen.

Er schob den schweren Deckel der Wanne zur Seite, sodass ausreichend Platz für Nummer 8 war. Er zog den Metalltisch an das Becken heran und machte dessen Bremsen fest. Er griff vorsichtig unter ihre Arme, hievte sie über den niedrigen Rand und ließ sie vorsichtig hineingleiten. Jetzt schien sie schwerelos, trieb mit offenen Augen, tot und so wunderschön. Er riss sich von diesem einmaligen Anblick los.

Dort wäre sie die kommenden Stunden gut untergebracht. Er schob den schweren Deckel zurück, sie starrte zu ihm hoch. Zack, zu.

Nummer 7. Er sah auf die Uhr, die bar jeden Gefühls die Zeit anzeigte. Tick, tack – tick, tack – tick, tack.

Nun kam der nächste Schritt.

Er wollte noch vor dem Morgenrauen fertig werden. Auch wenn die Schlaftabletten seiner Frau gute Dienste taten, wollte er kein Risiko eingehen. Wenn sie aufwachte, würde er da sein.

# Kapitel 3

---

Das Läuten der Türglocke riss Elli aus dem Dämmer Schlaf; sie war für einen kurzen Moment orientierungslos. Es wurde schon den ganzen Tag nicht richtig hell. Sie saß in dem Sessel am Fenster, ihr Nacken schmerzte, was sie nicht weiter wunderte bei der unbequemen Position, die sie über einen längeren Zeitraum innegehabt haben musste. Sie quälte sich wie eine alte Frau mit Rücken aus dem Sitz und schlurfte zur Tür. Sie schaltete das Licht im Flur an und öffnete.

Adam stand freundlich grinsend vor ihr.

»Hallo, Elli! Na, bereit für unseren kleinen Ausflug?«

Sein Lächeln schlug um und sein Blick wurde besorgt. »Siehst aber gar nicht gut aus. Alles in Ordnung?«

Elli winkte ab. »Bin im Sessel eingeschlafen, was man in meinem Alter tunlichst vermeiden sollte. Komm rein, ich mach mich kurz frisch.«

Sie ließ Adam eintreten, ging ins Bad und spritzte sich kaltes Wasser ins Gesicht. Als sie dabei in den Spiegel sah, erschrak sie. Wer war die Person, die ihr da aus eingefallenen Augenhöhlen entgegenblickte? Die blonden Haare standen stumpf und zerzaust nach allen Seiten ab. Da war ein Friseurbesuch notwendig, möglichst noch, bevor Tom aus dem Koma erwachte. Sie griff zum Kamm und versuchte, das Beste aus dem Gestrüpp zu machen. Auch bei der Begutachtung ihres Rest-Spiegelbilds wurde ihr nicht wohl. Ihr Gesicht war teigig, die Tränensäcke unter den Augen dick und geschwollen. Tiefe Furchen hatten sich um ihre Mundwinkel gegraben. Sie fand, sie sah mindestens zehn Jahre älter aus als noch vor ein paar Wochen. Im Stillen versprach sie sich, ihre Frisur bald in Angriff zu nehmen. Zudem hatte sie mit ihrer Kollegin Evi Stoll einen Termin für ein leichtes Lauftraining vereinbart. Ein paar neue Klamotten waren nötig, die wollte sie sich auch leisten – und der Besuch bei der Therapeutin stand an, damit sie bald wieder eingegliedert werden konnte.

Als Elli zu Adam zurückkehrte, hatte der es sich auf dem geblühten Sofa gemütlich gemacht.

Er musterte seine Kollegin skeptisch. »Sollen wir gleich los? Oder willst du dich noch umziehen?«

»Ich, wieso?« Fragend sah sie an sich herunter und ahnte, was er meinte. Als sie den Blick wieder hob, entdeckte sie einen braunen Fleck auf Adams hellblauem Hemd.

»Bevor du über meine Aufmachung meckerst, sieh dir bitte erst mal dein Hemd an. Heute hast du dich in Sachen Flecken selbst übertroffen. Lass mich raten: Kaffee und Nutella sowie der verzweifelte Versuch, es zu vertuschen.«

Adam schloss seine Jacke, sodass sein Hemd nicht mehr zu sehen war. »Ist ja gut, erwischt. Gutes Ablenkungsmanöver!«

Trotzdem hatte er natürlich recht, sie sah unmöglich aus. Mit ihrer zerbeulten Trainingshose und einem schwarzen Wollpulli, an dem sich schon die Wollfäden lösten, hätte man sie ohne Weiteres aufs nächste Feld stellen können – als Vogelscheuche.

»Es ist doch egal, wie wir beide aussehen. Tom wird es nicht stören ... Lass uns einfach fahren.«

Sie schnappte sich ihre Jacke vom Haken. Dann verließen sie die Wohnung.

Dieses Mal hatte sie Glück, denn sie durfte vorne sitzen. Im Fond, zwischen dem ganzen klebrigen Zeug und den Spielsachen von Adams Töchtern zu sitzen, war eine echte Zumutung. Nach der letzten Fahrt hatte sie nicht nur beim Anschnallen in etwas Weiches, undefinierbares gelangt und einen Lutscher an ihrer Hose hängen, sondern auch beschlossen, nur noch vorne mitzufahren.

Der Höflichkeit halber fragte sie: »Wie geht es Lena und deinen Mädels?«

Doch während sie die Frage stellte, merkte sie, dass sie erneut kaum Luft bekam.

Nahm das denn gar kein Ende?

Adam bemerkte nichts von ihrer anschleichenden Attacke.

»Och, bei uns ist alles wie immer. Die Kinder sind mal wieder beide krank. Lena und ich schlagen uns tapfer. Bei der Arbeit hat es auch einige erwischt. Geht grade rum, die Erkältungswelle. Sei froh, dass du gesund bist, sonst würden sie dich sicher nicht zu Tom reinlassen.«

»Ja. So eine selbstauferlegte Isolation hat durchaus auch ihre guten Seiten.«

»War das jetzt ironisch gemeint?«

»Klar, was denkst du denn? Und sieh mich nicht so an!«

Er grinste. »Siehst scheiße aus.«

»Immer wieder erfrischend, sich mit dir zu unterhalten. Ich muss dringend wieder arbeiten, vielleicht mit einem neuen Partner?«

»In den letzten Wochen sind neue Teams entstanden. Hast gute Chancen auf jemand anderen. Weißt du, meine Tochter Marie hat erst kürzlich gesagt ...«

Sie schaltete ab, während er von den schlaun Sprüchen seiner noch schlauerer Kinder berichtete.

Elli betrachtete die dunklen Wolken am Himmel, dort oben schien es sehr windig zu sein.

Als er endete, bekam sie gerade noch den Schluss mit.

»... und dann dreht sie sich einfach um und lässt mich stehen. Wie meine Frau das auch immer macht. Ich war fassungslos.«

»Was du alles durchmachen musst, bemitleidenswert. Adam, ich muss wieder arbeiten, von mir aus auch mit dir. Ich langweile mich zu Tode.«

»Du brauchst noch etwas Zeit, meinst du nicht? Siehst eher aus wie ein Opfer, nicht wie die Ermittlerin. Das geht nicht von heute auf morgen.«

»Ich brauche keine Zeit, ich brauche Arbeit. Wenn ich meine Waffe wiederhabe, sehe ich auch nicht mehr aus wie ein Opfer.«

»Reg dich doch nicht so auf, meine Kinder sagen immer ...«

»Sorry, das ist ein ganz schlechter Zeitpunkt.«

Ein verletzter Seitenblick zeigte ihr, dass sie es übertrieben hatte.

»Ich meine, wenn ich durch die Arbeit abgelenkt wäre und was zu tun hätte, müsste ich nicht immer wieder über alles nachdenken. Wäre bei dir auch nicht anders.«

»Ja, klar. Du und Tom, das sind zwei Mann weniger als sonst. Das merken wir natürlich, war ja vorher schon kaum zu schaffen. Wir kriegen dich wieder hin, wirst schon sehen. Und Tom kommt sicher auch bald wieder auf die Beine.«

Warum war er nur immer so nett und weshalb machte sie das gerade so aggressiv? Vor dem Vorfall im Wald hatten sie sich so gut verstanden. Sie hatte sich höchstens mal über seine naive Art oder seinen Enthusiasmus amüsiert, aber sonst war alles in Ordnung gewesen. Sie schob es auf ihren allgemeinen Zustand, während sie das Krankenhaus erreichten.

Während Adam einparkte, sagte er: »Ach, eh ich es vergesse, ich soll dich von Evi und Willi grüßen. Das neueste Gerücht, falls es dich interessiert, besagt, dass unsere Evi lesbisch ist. Dabei ist sie doch so hübsch.«

Elli blickte irritiert zu Adam: »Warum darf sie denn nicht hübsch und lesbisch sein?«

»Äh, keine Ahnung.« Adam lief auf der Stelle rot an.

»Männer! Ist doch völlig einerlei, ob sie hübsch oder hässlich auf Frauen steht.«

Er nickte bedächtig. »Stimmt eigentlich. Ach, und vom Drachen Hessler kommt sicher auch bald was. Sie musste sich nach den Ereignissen mit der Presse auseinandersetzen, und seitdem darf niemand deinen Namen auch nur erwähnen. Du scheinst sie mit deinem, O-Ton: unverantwortlichen Alleingang, nachhaltig beeindruckt zu haben – negativ versteht sich.«

Sie stiegen aus, und Elli schlug die Autotür etwas zu fest zu.

»Ich fürchte, da kommt noch was aus der Ecke, aber mein Auto kann nichts dafür.« Er räusperte sich. »Da sind wir schon.«

Elli wollte jetzt nichts zu dem Thema sagen. Sie hatte diese Frau vom ersten Tag an nicht besonders gemocht und es hatte sich mit der Zeit herausgestellt, dass dies auf Gegenseitigkeit beruhte. Wenn sie Frau Dr. Josefine Hessler geschadet haben sollte, war ihr das herzlich egal. Ihr Alleingang im Wald würde mindestens noch eine Standpauke des Polizeichefs nach sich ziehen und wahrscheinlich disziplinarische Maßnahmen, das war klar. Sie konnte es, auch wenn sie wollte, nun nicht mehr rückgängig machen. Alle gaben ihr die Schuld, das wusste sie genau. Am schlimmsten war aber nicht, was die anderen dachten. Sie machte sich selbst am meisten Vorwürfe. Irgendwann würde sie sich intensiver mit dem Thema beschäftigen müssen.

Aber lag nicht auch Tom wegen ihr im Koma? Sich um ihn zu kümmern, war ihr wichtig. So konnte sie wenigstens aktiv Wiedergutmachung leisten, was nicht mehr bei jedem möglich war. Und was die Haltung der Kollegen anging: Wenn alles gut ausgegangen wäre, würde nicht so ein Tamtam gemacht werden, da war sie sich sicher.

Sie betraten das Krankenhaus. Der typische Geruch nach Desinfektionsmitteln und Krankheit sorgte augenblicklich für Brechreiz bei Elli. Seit sie selbst viel zu lang hier gelegen hatte, war ihre Aversion

gegen Krankenhäuser noch gewachsen. Aber sie riss sich zusammen, schließlich wollte sie unbedingt zu Tom.

Jeder Schritt in den Krankenhausfluren strengte sie an, der Geruch verursachte eine weitere aufkommende Panik. Sie überlegte, wie sie sich bis zu Toms Zimmer ablenken konnte und fragte deshalb etwas, was ihr gerade in den Sinn kam: »Warum sagen eigentlich alle Tom zu Tom?«

Für die Frage kassierte sie einen verständnislosen Blick von Adam.  
»Hä?«

»Er heißt doch Thomas, warum sagt er selbst, dass er Tom heißt?«

Und warum fällt mir so eine sinnlose Frage ein?

»Wenn ich mich recht entsinne, hat er damals, als er seinen ersten Tag bei uns hatte, allen mitgeteilt, dass er Doktor Brunner heißt. Da waren wir nicht per Du, das hat sich erst geändert, als du kamst. Sina hatte mir irgendwann mal erzählt, dass er sich Tom nennt, seit seine Lebensgefährtin gestorben ist. Vielleicht hat sie immer Thomas zu ihm gesagt?«

»Und das schmerzt ihn nun zu sehr? Manchmal muss man neu anfangen nach einem solchen Einschnitt. Jeder reagiert da wohl anders.« Okay, nächste Frage, dachte sie.

»Was macht denn die Arbeit? Wenn ich mich schon auf dem Abstellgleis befinde, lass mich nur ein klitzekleines bisschen Polizeiluft schnuppern, bitte.« Sie betraten das Treppenhaus, Elli bekam im Aufzug Panik.

»Können wir nicht über was anderes reden? Ich hab frei, ich will jetzt nicht die Fälle mit dir durchkauen, auch wenn du auf Entzug bist. Mach das mit Evi, die bekommt auch den Hals nicht voll.«

»Bis vor Kurzem war das bei dir auch nicht anders.«

Den leichten Vorwurf konnte Adam nicht überhören.

»Mag sein, aber die Zeiten ändern sich eben.«

Oder du!

Elli entschied sich gegen weiteres Bohren. Eine Schwester kam ihnen entgegen. Sie kannten sie schon von vorherigen Besuchen und nickten ihr freundlich zu.

»Ah, Frau Werner, Sie wollen sicher zu Doktor Brunner. Ich mach Ihnen auf, dann können Sie zu ihm.«

Elli holte kurz vor Toms Tür Luft und trat dann ein, dicht gefolgt von Adam.

Die äußeren Verletzungen an Toms Kopf und Gliedmaßen waren mittlerweile weitestgehend verheilt. Trotzdem war es jedes Mal ein Schock für sie, ihn so zerbrechlich zu sehen. Was war nur geworden aus ihrem gut aussehenden, starken Dr. George – das war ihr persönlicher Spitzname für Tom, da er sie an George Clooney erinnert hatte. Tom, der stets besonnen und klug vorgegangen war, der Mann, den ihrer Meinung nach nur wenig aus der Fassung hatte bringen können, war nur noch ein Schatten seiner selbst. Seine Nase ragte spitz aus seinem Gesicht hervor, die Augen waren geschlossen, und unter der dünnen Decke zeichnete sich ab, dass trotz künstlicher Ernährung nicht mehr viel vom alten Tom vorhanden war. Eine Maske bedeckte Nase und Mund, Schläuche steckten überall. Es kam ihr so vor, als würde er sich langsam unter ihren Augen auflösen, bis er irgendwann einfach nicht mehr da sein würde. Bei dem Gedanken traten ihr Tränen in die Augen. Sie hatten sich doch gerade erst kennengelernt. Schnell blinzelte sie sie weg.

Adam trat als Erster ans Bett. Verlegen drehte er sich zu Elli um.

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Wir sollen mit ihm sprechen, haben die Schwestern gesagt, aber es fällt mir echt schwer. Ich geh lieber runter in die Cafeteria und warte da auf dich.«

Er ging an Elli vorbei und schloss leise die Tür hinter sich. So schnell wie Adam wieder draußen war, machte ihm das Ganze mehr zu schaffen, als er zugab.

Sie setzte sich auf den Stuhl neben Toms Bett. Vorsichtig nahm sie seine schlaffe, trockene Hand, in der keine Infusionsnadel steckte. Einer der Monitore piepste monoton vor sich hin.

Eine Weile blieb sie einfach so sitzen und betrachtete ihn schweigend. Dann begann sie zu sprechen. Erst leise und stockend, doch mit der Zeit wurde ihre Stimme fester und sicherer.

»Ich weiß nicht, ob du mich hören kannst, und ich komme mir gerade irgendwie komisch vor, wie immer. Aber ich werde wie die letzten Male einfach so tun, als hörtest du mich. Ich vermisse dich, wir alle vermissen dich. Du weißt gar nicht, wie sehr.«

Sie schluckte schwer.

»Seit Kurzem wohne ich bei Adams Tante Andrea in Speyer. Die Wohnung ist klein, dafür aber möbliert. Alles voller Blümchen, eigentlich nicht mein Geschmack, es hat aber durchaus etwas Beruhigendes. Wer weiß, vielleicht entdecke ich ja ganz neue Seiten an mir.«

Sie stand auf und ging zum Fenster. Drückte ihre warme Stirn gegen das kühle Glas. Der Anblick des überfüllten Krankenhausparkplatzes bedrückte sie jedes Mal. Die Straßenlaternen waren längst erleuchtet. Bald halb sechs Uhr abends. Sie wollte Adam nicht unnötig lange von seiner Familie fernhalten.

Mit Blick auf Toms Gesicht kehrte sie zurück zum Bett. Unter den geschlossenen Lidern bewegten sich die Augen. Als ob er schlief und sie sich jeden Moment öffneten.

Sie setzte sich und nahm erneut seine Hand. »Ich darf immer noch nicht arbeiten.« Sie dachte an den realistischen Flashback von heute früh. »Ich hatte wieder so einen Traum. Nur war er heute viel intensiver als beim ersten Mal. Es war so echt ... das macht mir Angst.«

Elli legte Toms Hand sanft neben seinen Körper. Ruhelos erhob sie sich. Sie ging zum Waschbecken und schenkte sich ein Glas Wasser ein. Während sie das Glas an ihre Wange hielt, kehrte sie zurück zu der schmalen Gestalt.

»Ich hole mir bei einer Therapeutin Hilfe. Adam findet es gut. Die Therapeutin ist gleich bei mir um die Ecke, ich kann hinlaufen ...«

Was tat sie hier eigentlich? Sie quälte sich selbst, ihn so daliegen zu sehen mit dem Wissen, dass es allein ihre Schuld war. Sie wollte so gerne seine wunderschönen Augen sehen. Sein markantes Lachen hören, seinen Duft tief einatmen.

»Mensch, wach doch endlich auf.« Elli stand am Fußende des Bettes und stützte sich mit einer Hand ab.

»Ich spüre diesen Druck, ich weiß, ich muss schreien, ganz laut. Aber dann denke ich, dass ich nicht mehr aufhören kann. Deshalb lasse ich es.«

Sie stellte das Glas auf einen kleinen Tisch und blieb dort stehen. »Mein Bruder Sebastian kommt. Es wäre schön, wenn du bis dahin aufwachen könntest. Dann könnte ich ihn dir vorstellen. Ach ja, deinem Höllenhund Charlie geht es bei Adam sehr gut. Die Kinder von dem Tier wegzubekommen, wird schwierig. Als Belohnung, weil er vollen Einsatz bei unserer Rettung gezeigt hat, hab ich ihm einen Knochen gekauft. Ich wusste gar nicht, dass nicht nur der Hund, sondern auch das Hundefutter stinkt.«

Was rede ich hier eigentlich? Es wird Zeit, dass ich wieder etwas Sinnvolles zu tun habe.

Plötzlich nagten die Zweifel an ihr, ob sie in diesem Job überhaupt

richtig war. Andererseits brauchte sie es, gebraucht zu werden, etwas Vernünftiges zu tun. Wozu war sie sonst auf der Welt? Die Stimme der Toten wollte sie sein ... aber war sie das auch? Oder brachte sie nicht vielmehr den Tod erst zu den Menschen? Dieses Gedankenkarussell machte sie noch wahnsinnig.

Es tat ihr gut, über alles zu reden. Ihm konnte sie alles sagen. Komischerweise oder gerade, weil er nicht antworten konnte.

Ob ich mit der Therapeutin auch so werde sprechen können?

Eine der Krankenschwestern steckte ihren Kopf durch die Tür.

»Ah, Frau Werner! Hab Sie schon durch die Überwachung gesehen. Ich komme später noch einmal wieder.« Die Tür wurde wieder geschlossen, bevor sie etwas erwidern konnte.

Elli wollte nicht, dass Adam noch mehr Zeit absaß wegen ihr. Er hatte ein Zuhause und eine Familie, die ihn brauchte. Tom schlief und würde bald wieder aufwachen. Jeden anderen Gedanken verbot sie sich. Seufzend verließ sie das Zimmer und machte sich auf den Weg in die Cafeteria.

Adam saß, in eine Zeitschrift vertieft, in einer Ecke und schrak hoch, als Elli ihn sanft am Arm rüttelte.

Mit müden Augen sah er zu ihr auf. »Da bist du ja. Und, kommst du klar?«

»Ja, Selbstgespräche sind großartig. Keiner, der Widerworte gibt, keiner, der mich unterbricht oder irgendetwas besser weiß. Und überhaupt. Ich frage mich, warum ich das nicht schon viel früher gemacht habe.«

Adam sah sie merkwürdig von der Seite an.

»Wenn du willst, kannst du das bald öfter haben.«

»Warum? Weil ich dich ins Koma rede?«

»Nein, weil du bald einen Hund hast, dem du alles erzählen kannst.«

»Ich habe keinen Hund und werde ganz sicher auch in naher Zukunft keinen haben, lieber Adam.«

»Äh, ich fürchte doch. Es tut mir leid, Elli, aber meine jüngste Tochter hat in den letzten Wochen eine Hundehaarallergie entwickelt. Lena hat mich gerade vom Arzt aus angerufen. Wir können Charlie nicht auf Dauer in unserem Haus haben.«

Sein Blick wurde ernst.

»Bitte, nimm du ihn. Dann wären die Kinder auch nicht so

traurig, denn sie könnten ihn immer sehen, wenn wir Tante Andrea besuchen.«

Sie schluckte. »Ist das ein Test? Ein Spaß, ein Streich?«

Er schüttelte sanft den Kopf. »Kein Spaß. Bitte, Elli, gib dir einen Ruck. Ihr werdet sicher unzertrennlich. Und wenn du es schon nicht für den Hund machst, dann mach es wenigstens für Tom!«

Elli rollte mit den Augen.

»Danke, Adam. Jetzt hast du mich, und das weißt du ganz genau.«

Aber in Wahrheit konnte sie sich beim besten Willen nicht vorstellen, mit Toms Höllenhund zusammenzuleben. Bei ihr um die Ecke hatte sie doch heute Morgen ein schmiedeeisernes Schild gesehen. Hatte darauf nicht ›Pferdemetzger‹ gestanden? Wenn ein Hund jemals als Pferd durchgehen konnte, dann definitiv dieser!